

# Lyrik und Prosa zur Zeitgeschichte

## Prolog

### Meine Straße, A 40

Grauweiße vierzig, regennasse Fahrbahn,  
ich fahre von Westen nach Osten,  
von Osten nach Westen  
Häuserreihen verwischen an deinem Ufer,  
grauer Strom

Ich sehe dich, du malst mir  
heller das Band und bunter die Ränder,  
ich gehe mit dir von Osten nach Westen,  
von Westen nach Osten,  
Straße der Mitte

Ich höre dich, du singst mir  
dein Lied vom goldenen Schwarz,  
ich reise mit dir vom Heute zum Gestern,  
vom Gestern zum Heute, vertraut,  
Zeitweg der Heimat

@ Marlies Strübbe-Tewes

in „Gedicht und Gesellschaft 2011“ –  
Frankfurter Bibliothek, Brentano-Gesellschaft, Frankfurt/M.

## **„... aber der Teufel schuf das Halbblut“, 1939**

Anna starrt mit leeren Augen auf den Boden. Sie hat sich in ihr Inneres zurückgezogen wie in eine Höhle, in der es kein Licht gibt, nur Finsternis. Sie verharrt lange so, sie fühlt sich leer, allein gelassen in einer unbekanntenen Öde, hinausgeworfen aus der Wärme des Lebens in eine feindselige, kalte Welt. Allmählich steigen Bilder in ihr auf, Bilder, die Fragen sind, auf die sie keine Antworten weiß, auf die sie von niemandem Antworten bekommen hat, nur die eine von ihrer Mutter: „Dein Vater ist doch Jude.“ Aber das ist keine Antwort gewesen, nur eine neue Frage. Sie hat darüber nachgedacht, tagelang, ohne zu begreifen, was anders sein sollte an ihrem Vater, anders an ihr selbst.

„Ich kann dich nicht aufnehmen“, hat Lucie gesagt und ihr dabei den Arm um die Schultern gelegt. „Heute kannst du bleiben, aber du darfst nicht wiederkommen. Und die Uniform, die darfst du auch nicht tragen.“

Anna hat die BDM-Führerin mit großen, verständnislosen Augen angesehen. „Warum?“ „Frag deine Mutter, lass es dir von ihr erklären. Ich kann es dir nicht sagen.“

Das ist damals auf dem Schulhof des Gymnasiums gewesen, bei der Aufnahme der Zehnjährigen in den Jungmädelsbund und das Jungvolk. Seitdem hat sie es immer wieder gemerkt, dass sie nicht so selbstverständlich dazugehört wie früher: Beim Fahnenappell, wenn alle Kinder der Schule in ihrer Uniform angetreten sind, steht sie als einzige in ihrem Schulkleid da mit dem Gefühl, dass alle sie anstarren würden, als ob sie eine Aussätzige sei oder sonst irgendeinen Makel an sich habe. In der Pause, wenn ihre Freundinnen die Köpfe zusammenstecken und über Erlebnisse im „Dienst“ reden, wird sie mit Worten wie „davon verstehst du ja doch nichts“ oder „das geht dich nichts an“ weggeschickt. Und wenn man sie zuhören lässt, dann muss sie selbst feststellen, dass sie nicht mitreden kann und zieht sich zurück. Sie hat das Gefühl, dass sie nirgendwo hingehört, überall dazwischen sitzt, aus unerklärlichen Gründen isoliert und dann doch wieder einbezogen wird, willkürlich, so, wie andere es gerade wollen.

„Gott schuf den Weißen, Gott schuf den Schwarzen, aber der Teufel schuf das Halbblut.“ Laut und durchdringend hat die Stimme des Lehrers geklungen, als er der Klasse diesen Satz vorsprach. „Wiederholen“, kommandierte er. „Gott schuf den Weißen, Gott schuf den Schwarzen, aber der Teufel schuf das Halbblut“, schallte es noch einmal durch die Klasse. Anna hat den Satz mitgesprochen, ohne sich etwas dabei zu denken. Plötzlich dreht der Lehrer sich um und sieht sie an. Mit einer Stimme, die viel menschlicher klang als vorher, hat er gesagt: „Das gilt aber nicht für dich, Anna.“ Zur Klasse gewandt, hat er seine Kommandostimme wieder angenommen. „Auswendiglernen!“ befahl er. Alle Kinder haben sich zu Anna umgedreht. Noch jetzt spürt sie die Beklemmung, die Ratlosigkeit, die sie bei ihren Blicken überfiel. Zu Hause hat sie die Mutter gefragt: „Was ist ein Halbblut?“

Gertrud hat ihre Tochter erstaunt angesehen. „Wie kommst du darauf?“

„Wir mussten in der Schule so einen Spruch auswendig lernen: ‘Gott schuf den Weißen, Gott schuf den Schwarzen, aber der Teufel schuf das Halbblut’. Was ist das, ein Halbblut?“

Anna hat bemerkt, wie das Gesicht der Mutter bei ihrer Frage einen düsteren, verschlossenen Ausdruck annahm. „Das verstehst du noch nicht“, ist ihre kurze Antwort gewesen. Sie hat noch erzählen wollen, was der Lehrer zu ihr gesagt hat, aber eine innere Unsicherheit hat sie davon abgehalten. Die Mutter wollte anscheinend nicht darüber sprechen.

in: *Ellinor Wohlfeil*, „Im Zwielflicht der Zeit“, Norderstedt, 2006

Aus dunklem Unterbewusstsein drängen Kindheitsbilder wieder ins Licht. Ich höre Sirenengeheul, schlüpfe ängstlich in den dunklen Trainingsanzug, greife nach dem aufklappbaren Holz-Nähkästchen, der Schildkrötpuppe und dem Poesiealbum, Dinge, die mir besonders an Herz gewachsen sind, die ich Abend für Abend griffbereit neben mein Bett stelle. Schlaftrunken lasse ich mich an Mutters Hand in den gefürchteten Keller führen, der nach Feuchtigkeit, keimenden Kartoffeln, gepökeltem Fleisch und Kohlen riecht, in den sich ab und zu eine Maus verirrt und ekelerregende Spinnen ihre Netze spinnen. In diesem kalten Gemäuer hat man für uns Kinder mit Strohsäcken eine Lagerstatt gebaut, auf der ich mich nur widerwillig niederlasse. Das schummerige Licht, die Sandsäcke vor den niedrigen Fenstern, das eintönige Sprechen von sich ständig wiederholenden Gebetsformeln geben Geborgenheit und schüren gleichzeitig die Angst, keinen Ausweg mehr zu finden, wenn eine Bombe unser Haus treffen würde.

### **Sterntaler**

ich habe die feuerspeienden Himmel  
meiner Kindheit nicht vergessen  
nicht vergessen  
die grollende Flotte  
die das Firmament  
in ein Flammenmeer verwandelte  
nicht vergessen  
den dumpfen Aufschlag  
die berstenden Scheiben  
die buddelnden Spaten

ich habe nicht vergessen  
das Erlöschen leuchtender Sterne

in: Agnes Bayer „Leben hat viele Gesichter“, Fulda, 1996

## **Zeitraum: ca. Frühjahr 1942; Bombenangriff auf Mannheim**

Am Morgen danach war die Luft über der Stadt schwarz. Erinnerungen daran verbanden sich mit dem grausigsten Märchen, das ich kenne.

### **Machandelboom**

Zu dem Märchen der Brüder Grimm

Begrabe deinen Traum und schütte ihn zu,  
wirf die letzte Handvoll Erde darauf,  
wässere das trockene Holz mit deinen Tränen.  
lege dich nieder und warte  
auf die kleine Taube  
mit dem Zweig des Ölbaums.

Machandelboom  
gefallen

Arme und Beine aus den Gelenken,  
das Herz auf eine goldene Lanze gespießt,  
so trug man mich  
durch die schwarz verbrannte Stadt,  
wo die blinden Kinder  
durch die leeren Fensterhöhlen sahen.

Wälze einen Mühlstein auf das Grab  
und setze dich darauf,  
damit die Toten nicht auferstehen.  
Weine deine Tränen und begieße das dürre Reis.  
Träume von dem Schatten des Ölbaums,  
wenn der Machandelboom blüht.

© *Marianne Kuhlmann*

## 2. Weltkrieg, Januar 1945

Der Weihnachtsurlaub meines Vaters war zu Ende. Sein letzter Urlaub, aber das wussten wir damals noch nicht. Meine Mutter sagte zu ihm: „Georg, wir müssen dies hier fertig machen.“ „Jetzt nicht, antwortete er, das mache ich, wenn ich wieder komme.“ „Aber dieses, das machst du noch fertig.“ „Ach, lass man, das mache ich, wenn ich wieder komme.“ „Oh, Georg, dies ist so wichtig, bitte, das machst du noch.“ Ja, das mache ich wenn ich wieder komme.“

Und dann war er weg und kam den anderen Tag wieder. „Es ist kein Zug gefahren, ich will was essen und mich ein bisschen ausruhen.“ Dann ging er wieder weg. „Es fährt doch kein Zug.“ „Ja, aber ich muss da sein. Die erschießen mich, wenn ich nicht am Bahnhof bin und warte.“ Dann war ein Zug gefahren und hatte ihn mitgenommen.

Mein Vater hatte mir einen Hund zu Weihnachten geschenkt. „Dann habt Ihr wenigstens etwas Schutz.“ Es war ein ausgebildeter Schutzhund, ein Schäferhund. „Nein, den Hund bringe ich da nicht raus, ich will ihn behalten.“ Als mein Vater mit der Bahn weggefahren war, lief mir am nächsten Tage der Hund weg. Die Nase am Boden, lief er zum Bahnhof und dann immer über die Gleise, hin und her. In der Bemühung, den Hund wieder einzufangen, lief ich ihm nach. Auch ich lief über die Gleise und zwischen den Gleisen immer hin und her. Endlich fand ich einen Wasserhahn und drehte ihn auf. Der Hund hatte Durst und während er trank, konnte ich ihn am Halsband fassen und anleinen.

Mein Vater hatte aus dem ersten Weltkrieg eine Schussverletzung am rechten Ellenbogen. Ein glatter Durchschuss, nahe am Gelenk. Er konnte den rechten Arm nicht richtig bewegen. Meine Mutter musste ihm beim Ankleiden helfen. Eine Schusswaffe konnte er nicht bedienen, das nannte man damals KV-Heimat. Also tat er seinen Dienst auf Schreibstube in den neuen deutschen Ostgebieten. Damals nannte man Westpolen so. In den letzten Wochen des 2. Weltkriegs wurde aus den Reservisten der so genannte „Volkssturm“ zusammengestellt. Auch mein Vater wurde zum Volkssturm eingezogen. Im Januar 1945 kam eine Karte aus Warthbrücken mit dem Datum 16. Januar. Er schrieb: Wir müssen Schützengräben ausheben. Vorläufig geht es noch nicht in Stellung. Ich vermute, das waren die Stellungen, denn ein Kamerad, der Jahre später aus Gefangenschaft zurückkam, schrieb einen Brief: „Lieber Georg, ich hoffe auch Du bist gesund zurück gekehrt.“ Meine Mutter antwortete auf den Brief, dass wir als letzte Nachricht von meinem Vater eine Postkarte vom 16. Januar 1945 erhalten hatten. Der Freund schrieb zurück: Einige Tage später ist unsere Gruppe in einen Panzerüberfall der Russen geraten. Danach haben wir Georg nicht wieder gesehen. Ich dachte doch, dass er sich retten konnte.

Jahre später war meine Mutter gestorben. Meine Eltern hatten in die Sterbekasse einbezahlt und ich ging zu den Treffen wegen der Zahlung der Begräbniskosten. Der Vorsitzende der Sterbekasse war der Sohn des besten Freundes meines Vaters. Er fragte mich: Du warst doch zu meiner Konfirmation. Ich hatte dir gesagt, du sollst die Gratulationskarten durchgucken. Ist dir dabei etwas aufgefallen?“ „Nein, nichts, Konfirmationskarten eben.“ „Da war mein Gestellungsbefehl dazwischen, hast du den nicht gefunden?“ „Deine Mutter ist gekommen, hat da was weggenommen.“ „Gestellungsbefehl – an der Konfirmation.“

„Unser Vater ist in Berlin am Bahnhof unter die Bomben gekommen. Wir haben ihn geholt. Wir haben nie verstanden, dass Ihr Deinen Vater nicht geholt habt.“ „Wie sollen wir ihn denn holen, wenn wir nicht wissen, wo er ist.“ „Habt Ihr wirklich keine Nachricht bekommen?“ Jahre später bekam ich ein Schreiben von der Kriegsgräberfürsorge. Mit einem Foto, da sitzt eine alternde Frau am Soldaten Grabe ihres Vaters. Dasselbe können wir auch für Sie tun, wenn Sie Informationen schicken. Ich schickte Informationen, so gut ich wußte. Man hat meiner Mutter geschrieben, er ist auf dem Marktplatz von Gnesen erschossen worden. Wenn es ein Erschießungskommando gegeben hat, muß es eine Notiz geben, wo die Leichen hingekommen sind. Fünf verschiedene Behörden haben mir geantwortet. Leider nichts gefunden. Mein Vater lebt ewig. Er wäre jetzt 114 Jahre alt. Vermutlich wurde er nur 48 Jahre.

## Mein sechster Geburtstag / Juni 1945

Am 07.10.1944 erlebte ich den schweren Bombenangriff in Kleve. Danach wurden meine Mutter, mein Bruder, meine Schwester, meine Oma mütterlicherseits sowie meine zwei Cousinen mit ihrer Mutter evakuiert. Es verschlug sie nach Schwanebeck, einem Dorf, nahe bei Halberstadt. Dort kamen wir zur Familie Hagelberg.

Das Gehöft kann ich mir noch gut vorstellen. Neben einer großen Toreinfahrt lag links das Wohngebäude, das mit den Stallungen und Scheunen einen vierseitigen, geschlossener Bauernhof bildete. Mitten im Hof war der Misthaufen. Es gab Kühe, Schweine, Hühner, einen frechen Hahn, Gänse und Truthähne. Nur der Bauer und seine Familie hatten einen eigenen Zugang zum Wohnhaus. Nachts kam der große Schäferhund auf den Innenhof und bewachte das Anwesen. Dann durfte niemand mehr diesen Bereich betreten.

Im Dorf und in der weiteren Umgebung waren zahlreiche Familien vom unteren Niederrhein untergebracht. Meine Geschwister gingen morgens in die Dorfschule. Meine Mutter, meine Tante und andere Frauen halfen in der Landwirtschaft.

Als Halberstadt am 08.04.1945 bombardiert wurde, hörte ich das Dröhnen der überfliegenden Kampfbomber, sah am dunklen Himmel "ein Feuerwerk". Die Detonationen waren bis Schwanebeck zu hören. Wir hatten alle schreckliche Angst. Einen Monat später war der 2. Weltkrieg zu Ende. Die Amerikaner besetzten diese Region.

Mitte Juni 1945 erhielten wir unverhofft die freudige Mitteilung, dass wir in Kürze mit einem Onkel mütterlicherseits, die Heimreise nach Kleve antreten werden. Er war mit seiner Familie auf einem Rittergut im Dorf Krotthof untergebracht. Soweit ich mich erinnere, war er bei der Bahn beschäftigt und wurde nun wieder nach Kleve versetzt. Die Zeit drängte, denn ab Juli 1945 wurde diese Region zur sowjetisch besetzten Zone.

Meinem Onkel wurde für seine Familie und weiteren Personen seiner Wahl ein Drittel eines Güterwaggons zur Verfügung gestellt. So durften alle Verwandte, die bei dem Bauern Hagelberg untergebracht waren, mit ihrem Gepäck hinzu kommen. Viel Zeit zum Packen blieb nicht. Erst ging es mit dem LKW nach Halberstadt. Von dort aus begann die abenteuerliche, dreitägige Reise mit dem Güterzug.

Die Enge im zugewiesenen Güterwaggon war bedrückend. Wir waren allein sechs Erwachsene, sechs Kinder. Wie viele Erwachsene und Kinder hinzu kamen, weiß ich nicht mehr. Zudem musste das Gepäck von allen verstaut werden. Auf der gesamten Fahrtstrecke wurde unser Güterwaggon öfter abgekoppelt. Dann dauerte es jedes Mal entsetzlich lange bis er wieder zur Weiterfahrt an den richtigen Zug in Richtung Heimat angekoppelt wurde. Zudem gab es mehrfach Versuche, das wenige Hab und Gut aus dem Waggon zu stehlen. Die Erwachsenen setzten sich erfolgreich zur Wehr und verriegelten den Waggon von innen.

Am Abend des ersten Tages sagte Mutter, vor dem Gute Nacht Kuss zu mir: "Morgen wirst du 6 Jahre alt, schlaf´ gut." Je eine Nachthälfte schlief ich oder meine gleichaltrige Cousine, zusammengerollt in einem großen Korbkinderwagen, damit jedes Kind einen Teil der Nacht mehr Ruhe und Platz zum Schlafen hatte.

Am 28.06.1945 wurde ich morgens wach und hörte, wie die Erwachsenen leise ihre Besorgnis ausdrückten, ob alles gut gehen wird, denn der Güterzug hielt auf freier Strecke. In diese trübe Stimmung hinein, rief ich laut: "Ich habe heute Geburtstag". Da wurde es mucksmäuschenstill. Alle zeigten ein fröhliches Gesicht und gratulierten mir. Hellwach, im Korbkinderwagen hockend, nahm ich freudestrahlend von allen Seiten die Glückwünsche entgegen.

Am dritten Tag kamen wir spätabends sehr müde, aber wohlbehalten in Kleve an. Wie viele Zugreisende blieben meine Mutter und meine große Schwester bis zum nächsten Morgen auf dem Bahnhof, um das Gepäck zu bewachen. Mein Bruder, meine beiden Cousinen und ich machten uns mit Oma und meiner Tante zu Fuß auf den Weg zu einer Tante in Kellen. Zwischendurch wurden wir zweimal von einer englischen Patrouille, aufgrund der Ausgangsperre ab 22.00 Uhr, angehalten. Die Personalien wurden geprüft. Gott sei Dank konnten wir bis zum Schluss unseren Weg fortsetzen. In dieser Nacht schloss unerwartet, aber überglücklich, unsere Tante die erschöpften Familienmitglieder in ihre Arme.

Jahrzehnte später, nach der Wende, besuchte ich mit meiner Frau Schwanebeck. Der Bauernhof existierte nicht mehr. Jetzt gab es dort ein Fuhrunternehmen. Ältere Dorfbewohner, die wir befragten, konnten sich an die Familie Hagelberg erinnern.

@ Maria Stalder

## Ein Nachkriegserlebnis im Rheinland 1947

Das Schicksal hatte es offenbar so gewollt: Weil mein Vater, ein Ostpreuße, Ende 1946 nach russischer Gefangenschaft bei Verwandten in Siegburg Aufnahme gefunden hatte, gelangte ich im Frühjahr 1947 ebenfalls in das damals durch Bomben arg ramponierte Städtchen an der Sieg unweit von Bonn. Mehr als drei Jahre lang war ich als junger Soldat in Ost und West herumvagabundiert, und nun kehrte mit meinem Einzug in das Siegburger Zeughaus bei den Verwandten für mich endlich wieder so et-was wie Normalität ein, wenn auch die Wohnverhältnisse – wie damals bei vielen – sehr beengt waren.

An den Beginn meines geplanten Studiums war nicht zu denken, weil viele Ältere ein größeres Anrecht auf einen Platz an einer Universität hatten und jüngere Kriegsteilnehmer wie ich nur auf die Warteliste gesetzt wurden. Aber ohne Beschäftigung blieb ich keinesfalls. Das Siegburger Arbeitsamt „dienstverpflichtete“ mich als Mitarbeiter des Siegwerkes, das damals so etwas wie ein „Mädchen für alles“ suchte. Der Verwaltungschef der Tiefdruckfarben-Fabrik gab mir bei meiner Einstellung zu verstehen, dass er von mir an erster Stelle Flexibilität erwartete.

Ich hatte vor allem ihm und der Büroleiterin, einer Herrscherin über mehrere junge Sekretärinnen, zur Hand zu gehen, aber ich holte auch Farbmuster aus dem weitläufigen Fabrikgelände, verpackte und verschickte sie an Kunden, besorgte Fahrkarten am Bahnhof für den chemischen Direktor oder wurde auch schon mal in das Sanitäts-haus in der Kaiserstraße geschickt, um von dort Korsettstangen für die Ehefrau eines Abteilungsleiters zu holen.

Zu meinen Aufgaben gehörte es auch, die wichtigsten Postsachen nach deren Durchsicht durch den Verwaltungschef am Vormittag in das an einer Flanke des Fabrikgeländes gelegene Wohnhaus der Inhaber-Familie Dr. Keller zu bringen. Eines Tages traf ich dort vor der Tür des stattlichen Gebäudes mit einem mir seltsam erscheinenden älteren Mann zusammen. Seine hagere Gestalt war in einen vom Regen durchnässten Lodenmantel gehüllt, und auf dem Rücken hing ihm ein Rucksack herunter, dessen Farbe verriet, dass er die besten Jahre längst hinter sich hatte.

Das alles wirkte nicht gerade vertrauenerweckend. Es ist sicher jemand, der hier betteln möchte, ging es mir durch den Sinn, und so trat ich energisch als Cerberus vor die Haustür und tat so, als ob ich befugt wäre, dort Kontrollfunktion auszuüben. Auf meine Frage nach seinem Begehrt reagierte der Mann nicht. Entweder verstand er mich nicht, oder er wollte mich nicht verstehen. Ich wurde unsicher und entschloss mich, etwas vorsichtiger zu fragen. Also sagte ich: „Wen darf ich der Familie Dr. Keller melden?“ Die Antwort traf mich wie ein Hammerschlag. „Melden Sie Prinz Oskar von Preußen, einen alten Freund der Familie!“, entgegnete der Mann und lächelte dabei, als hätte er Verständnis für meine gezeigte Abwehrhaltung. Schließlich wirkte sein Äußeres in der kargen Nachkriegszeit, die auch am Hause Hohenzollern nicht spurlos vorübergegangen war, nicht gerade königlich.

Ich weiß heute nicht mehr, wie ich damals aus der peinlichen Situation herauskam. Wahrscheinlich stammelte ich ein paar Worte der Entschuldigung und suchte mit hochrotem Kopf das Weite. Hätte ich vorher gewusst, dass die Familie Dr. Keller seit Jahrzehnten freundschaftliche Verbindungen zu hochrangigen Persönlichkeiten besaß, mir wäre diese Blamage vor der Haustür in der Zeit meines Wirkens als „Stift“ des Siegwerkes sicher erspart geblieben.

## **In Wittenberg (zur Zeit der DDR)**

Am späten Nachmittag erreichen sie Wittenberg.

Sie finden ein Hotel. Sie machen sich zu Fuß auf den Weg durch die Stadt. Sie stehen vor der Schlosskirche. Die Pforte ist geschlossen. Auch die 95 Thesen des Martin Luther hängen nicht mehr dort.

Sie gehen an Fassaden, an Denkmälern, an Toren vorbei. Der Abend und die sparsame Stadtbeleuchtung mildern Schrammen und klaffende Wunden im Mauerwerk, auf den Gehsteigen.

An der Stadtkirche lesen sie Zehn Regeln für christliche Käufer und Käuferinnen. unterzeichnet vom Superintendenten aus Dresden.

Das einzige geöffnete Restaurant an diesem Montag befindet sich im zweiten Hotel der Stadt.

Den hellen, von lauter Popmusik durchschallten Raum empfinden sie nicht als einladend.

Die Menschen sitzen wie in einer Bahnhofshalle, nüchtern oder schwer, kauend oder biertrinkend, abwartend oder beklemmt, in Alltagslaune oder Reisetimmung.

Das Paar isst Schinkenbrot, isst Käsebrot. Es trinkt Köstritzer Bier. Es will sich zuhause fühlen.

Die breite Tür geht auf. Alles wendet sich in diese Richtung. Man hält inne, selbst die Musik scheint zu verstummen. Ein Herr tritt ein, kräftig, untersetzt, beleibt. Die schwarzen Locken weit in den Nacken gekämmt. Drei Knöpfe des weißen eleganten Oberhemdes geöffnet. Die behaarte Brust geschmückt mit einer schweren Goldkette.

Eine Dame folgt mit langem glänzenden Zopf, Gold und Bänder im Haar, schmalem eleganten Rock bis zu den Fesseln, das jüngste Kind auf dem Arm.

Es folgen Kinder, Jugendliche, eine Großmutter, Festtagskleidung, strahlende Augen, erwartungsfroh, voller Lebensfreude.

Die Leute warten.

Sie kennen den Brauch, zu warten, bis man aufgefordert wird, Platz zu nehmen.

Die Kellnerinnen und Kellner werfen flüchtige Blicke auf die Gäste und gehen weiter ihrer Arbeit nach.

Sie bringen Brot, sie tragen Gläser zu den Tischen, sie kassieren. Die Wartenden werden unruhig.

Das Familienoberhaupt bittet um einen Tisch.

Der große Tisch links an der Wand! Die Kinder haben Hunger! Er macht eine Geste mit seiner beringten Hand. Die Kellnerinnen und Kellner kreuzen den Raum. Sie bringen den Sitzenden belegte Brote. Sie tragen Gläser zu den Sitzenden. Sie kassieren.

Die glänzenden Gesichter der Wartenden werden flach. Der Vater zeigt auf seine hungrige Familie. Die Kellnerinnen und Kellner gehen vorbei.

Die Reisenden aus dem Westen werden unruhig,

sie fragen die Kellnerin, warum die Leute nicht an den großen Tisch gesetzt werden. Die Kellnerin antwortet, sie habe nichts gegen eine andere Hautfarbe.

Es fehle an Bedienungspersonal. Der junge Kellner, dem das Revier gehöre, sei Anfänger und mit neun oder zehn Leuten überfordert.

Warum helfen Sie ihm nicht? fragt der Gast aus dem Westen. Die Kellnerin versteht nicht.

Das Käsebrot wird ein trockener Klumpen.

Die Musik unerträglich.

Die große Eingangstür schließt sich langsam hinter den Abgewiesenen.

Sie schließt sich auch hinter den Reisenden aus dem Westen. Die Reisenden fühlen sich fremd.

## „Vera“

„Sie können sich selbst eine aussuchen, sie sind im Nebengebäude untergebracht!“ Feist grinste der Uniformierte. Widerlicher fauliger Geruch, wie eine Dampfwolke schwallte er uns entgegen, ich rieche es noch heute.

„Sie sind alle entlaust, diese Stinkweiber!“ Sein knapper Kommentar.

Mir wurde übel, musste würgen. Ein Bild des Jammers. Zerlumpte Gestalten. Junge Frauen, Mädchen, fast noch Kinder, mit struppigen kurzen Haaren. Sprangen hoch von muffigen Strohsäcken, zogen an meiner Kleidung, redeten durcheinander in dieser fremden Sprache. Ich lächelte ihnen zu, trotzdem. „Maama, Matka, ja, ja, ja!“ , riefen sie. In der Ecke eine Schmächtige, mit großen, traurigen Augen, still und unbeteiligt. Sie wollte ich, und keine andere.

„Vera, Vera! Ukraine!“ Ganz zart klang ihre Stimme. Rotgeweinte Augen, groß auf mich gerichtet. Angst stand darin. Sie sprach kein Wort deutsch. Kam nur zögernd mit, ließ sich hin- und herdirigieren, schien vollkommen willenlos.

Kleidung brauchte sie, neue warme Kleidung. Nicht einmal einen Schlüpfer trug sie unter dem besudelten Kleid. Das warme Wannenbad, eine sichtbare Verwandlung. Unsere Vera! Ein hübsches Mädchen. Dankbare Blicke, frische Wäsche. Sie merkte, dass sie uns vertrauen konnte, dass es genug zu Essen gab. Schlang am Anfang wie ein Tier.

Kontrolliert haben sie uns, die Braunen, kreuzten unangemeldet auf. Wo die Russin ihren Schlaf- und Essplatz habe, wollten sie wissen.

„Ziehen sie sofort die weißen Bettbezüge ab, da müssen karierte drauf!“ Barsche, schneidende Befehlstöne. „Am Esstisch einer deutschen Familie hat die Fremde nichts zu suchen, merken Sie sich das!“

Dein Vater ballte stets die Faust in der Tasche, wenn die Nazis aufkreuzten. Schloß später einfach die Tür ab. Vera saß trotzdem mit uns am Tisch. Wenn es klopfte, verschwand sie automatisch aus dem Zimmer. Sie begriff schnell, worum es ging.

Ihre Unterbringung im Bügel- und Hauswirtschaftsraum ließen sie durchgehen. Das Fenster zur Südlage konnten sie nicht verbieten. „Aber ohne weiße Bettwäsche, merken Sie sich das!“ Euer Papa musste sich zusammenreißen, wenn die nazistischen Auskundschafter seinen Namen verhunzten, ihn ganz frech duzten.

„Sei froh, dass du kein Jude bist, Gulasch. Mit Ungarn sind wir noch gnädig! Noch, sage ich!“ Wir schluckten alles runter, wollten heiraten. Haben immer wieder Anträge gestellt, haben gebeten und gebettelt. Tränen halfen nicht. Diese Erniedrigung, jedes Mal von neuem. Selbst nach dem zweiten gemeinsamen Kind bekamen wir keine Heiraterlaubnis. Manche Kunden haben uns verachtet, meist die Hitlertruen.

„Wilde Ehe, dann noch mit einem Ausländer!“, meinten sie. Kauften aber trotzdem Obst und Gemüse bei uns. Es gab ja kaum noch Ware. Und euer Vater war immer freundlich und gut gelaunt, schaffte heran, was er für den Laden bekommen konnte. Schon morgens um drei Uhr war er mit dem Lastwagen unterwegs zum Großmarkt oder zu den Bauern, wo es manchmal noch Möhren und Kartoffeln zu holen gab, aus den Mieten. Vera musste immer mit, Kisten schleppen und helfen beim Auf- und Abladen. Sie hat von selbst angepackt. Unsere Vera hat viel verstanden, war willig und fleißig bei der Arbeit, hat sich nie beklagt.

Ich durfte nicht das Geringste mehr heben nach den zwei Kaiserschnitten mit dem zerrissenen Leib und den faustgroßen Brüchen.

„Das kann Ihr Tod sein! Nehmen Sie das nicht auf die leichte Schulter!“ Der Arzt schimpfte, wenn er hörte, dass ich wieder so lange im Geschäft gewesen bin. Wir konnten mit seinem Attest eine Hilfe für Laden und Haushalt beantragen. Bekamen die Order, eine russische Zwangsarbeiterin zu beschäftigen, das konnten wir nicht ahnen. Den Mund hatte man zu halten und Stillschweigen darüber zu wahren.

*Auszug aus Kurzprosa "Vera", in: Jutta Kieber, "Zwei Seiten", Vechta, 2003*

## **Zeitzeugenschaft**

Die Geschichte ereignete sich im Herbst des Jahres 1956. Wir waren die 12. Klasse, die Abiturklasse, an der Oberschule in Storkow, einer kleinen Stadt in der Mark Brandenburg, zwischen Berlin und Frankfurt (Oder). Wir hörten im Radio, und zwar im Sender RIAS Berlin, den zu hören verboten war, dass in Ungarn ein Aufstand gegen die Sowjetmacht ausgebrochen sei. Wir 20 junge Schülerinnen und Schüler von 17 oder 18 Jahren ergriffen sofort Partei für die Aufständischen, weil auch wir die sowjetische Besatzungsmacht und ihre ausführenden DDR-Funktionäre in ihrer Anmaßung und Unterdrückung ablehnten. Spontan führten wir am 29. und 30. Oktober zwei Schweigeminuten zu Ehren der in diesem Kampf gefallenen ungarischen Freiheitskämpfer durch.

Die SED-Leitung in der Kreisstadt Beeskow ordnete eine Untersuchung des Falles an. Der Staatssicherheitsdienst hatte schon zwei Tage nach den Schweigeminuten den Fall aufgenommen und Erkundungen eingezogen. Am 10. November kam es zu Verhören. Unsere Aktion wurde als Konterrevolution definiert. Das Ziel der Verhöre war, den Rädelsführer herauszufinden. Keiner der verhörten Schüler gab einen Rädelsführer an. Die Klasse erhielt während eines öffentlichen Fahnenappells eine Rüge.

Am 13. Dezember kam der Volksbildungsminister aus Berlin in unsere Klasse. Er verhörte uns, beleidigte und bedrohte uns, aber er bekam nicht heraus, wer der Rädelsführer war. Nach vier Stunden stellte er uns ein Ultimatum. Innerhalb einer Woche wisse er, wer der Rädelsführer sei oder wir könnten uns vom Abitur verabschieden.

Eine dem Minister zugesandte Petition der Eltern ließ er unbeantwortet. Eine einzelne Mutter, die ihn in seinem Amt aufsuchte und umzustimmen versuchte, mit der Begründung, unsere Aktion sei ein dummer Jungenstreich gewesen, wies er ab, mit der Begründung, unsere Aktion sei eine bewusste politische Aktion gewesen, was auch stimmte. In dieser Ultimatumswochen kamen immer wieder Genossen in die Klasse und versuchten, uns zu bewegen, den Rädelsführer zu nennen. Wir lehnten stets ab. Zwei Schüler wurden zu Hause jeweils vier Stunden verhört. Als einer von ihnen nach seinem Verhör mich aufsuchte, um mich zu warnen, weil mein Name als Rädelsführer genannt worden sei, trat ich sofort die Flucht nach West-Berlin an. Ich war den Parteigenossen grundsätzlich als westlich orientiert bekannt.

Als das Ultimatum abgelaufen war, kam die Bezirksschulrätin aus Frankfurt (Oder) in Begleitung von sechs SED-Genossen in unsere Klasse, um den Rädelsführer zu erfahren. Obwohl ich als Verdächtiger von ihr noch einmal genannt worden war, übernahm die Klasse als Ganzes die Verantwortung für unsere Schweigeaktion. Jeder Einzelne wurde von ihr auf die Folgen aufmerksam gemacht, Ausschluss vom Abitur, und zwar für die ganze DDR und für immer. Alle blieben bei ihrer Entscheidung. Die ganze Klasse wurde von der Schule verwiesen.

Vom Abitur ausgeschlossen und deshalb auch von jeglichem Studium, beschlossen alle Jungen und ein Mädchen die Flucht nach West-Berlin. Zur Weihnachtszeit kamen alle in West-Berlin im Flüchtlingslager an. Vier Mädchen flüchteten aus familiären Gründen nicht mit. Wegen der einmaligen Situation, der öffentlichen Wirkung unserer Aktion und der Flucht, wurden wir als Klasse erhalten und konnten 1958 in Bensheim an der Bergstraße unser Abitur ablegen.

## Es ist nicht vorbei

Im Fernsehen und in der Presse wird fleißig Bilanz gezogen, was das Jahr 2011 gebracht hat. Dem möchte ich mich anschließen. Fast fühlte ich mich zurückversetzt in meine aktivsten Journalistenzeiten, wo ich mitunter 16 Stunden täglich im Einsatz war. Diverse Reportagen und Interviews mit hochkarätigen deutschen Staatsmännern wie Bundeskanzler Helmut Kohl, Außenminister Hans-Dietrich Genscher, Justizminister Klaus Kinkel oder mit dem SPD-Urgestein Hans-Jürgen Wischnewski, Norbert Blüm, Otto Wolff von Amerongen, der tschechischen Präsidentenfrau Olga Havel zählten zu meinen journalistischen Highlights. Aber auch Termine mit Persönlichkeiten aus Film, Fernsehen, Medizin und Mode gehörten dazu wie mit Gianni Versace, Karl Lagerfeld, Christian Lacroix, Nino Cerrutti, Top-Model Cindy Crawford, Tennisspielerin Gabriela Sabatini, Hollywood-Schauspielerinnen Priscilla Presley, Linda Blair, Sylvia Kristel, Ivan Rebroff, Paulchen Kuhn, Karel Gott, Gitte, Peggy March, Roger Whitaker, Ephraim Kishon, Hanns-Dieter Hüsch, Stefan Heym, Schönheitschirurg Yvo Pitanguy aus Rio de Janeiro, um nur einige zu nennen.

Im 50. Jahr des Mauerbaus gab es für uns Zeitzeugen immens viel zu tun an Schulen, Universitäten und auf anderen Ebenen. Den 13. August 1961 hatte ich, gerade Mutter geworden, in Ostberlin hautnah miterlebt. Den Mauerfall am 9. November 1989 konnte ich als freier Mensch in Köln bejubeln. Dazwischen lagen harte Jahre. 1972 hatten mein Mann und ich geplant, mit unserem 11-jährigen Sohn mit einer Fluchthilfeorganisation und falschen Pässen in den Westen zu fliehen. Das mißlang. Im Mai 1973 erhielt ich die Quittung und wurde zu drei Jahren und fünf Monaten Gefängnis verurteilt. Die Strafe fiel deshalb so hoch aus, weil ich meinen Mann deckte, um unserem Sohn das Kinderheim zu ersparen. In Stasi-U-Haft in Berlin-Hohenschönhausen lernte ich die brutalen Foltermethoden des DDR-Regimes kennen. Ab Juli 1973 kamen die Grausamkeiten des berüchtigten Frauenzuchthauses Hoheneck hinzu, wo ich unter menschenunwürdigen Bedingungen zwei Jahre in Doppelzwangsarbeit schuftete.

In diesem Jahr beging der "Frauenkreis der ehemaligen Hoheneckerinnen" in Stollberg im Erzgebirge sein 20-jähriges Bestehen. Bundespräsident Christian Wulff beehrte uns bei dem Treffen in Begleitung der Ministerin für Wissenschaft und Kunst des Freistaates Sachsen, Prof. Dr. Dr. Sabine Freifrau von Schorlemer. Einen weiteren Höhepunkt konnte ich verbuchen, als ich mit dem Bundestagspräsidenten Prof. Norbert Lammert im Juli 2011 in einem Bochumer Gymnasium zum Thema Mauerbau als Zeitzeugin referierte. Am 7. November 2011 erhielt ich aus den Händen von NRW-Ministerpräsidentin Hannelore Kraft den Verdienstorden des Landes Nordrhein-Westfalen. Auch der Empfang vom Landtagspräsidenten Eckehard Uhlenberg am 22. November 2011 ist erwähnenswert. Unsere seit drei Jahren aktive Zeitzeugengruppe der Vereinigung der Opfer des Stalinismus NRW und der Ruhr-Universität Bochum konnte ihm über unser Wirken an Gymnasien berichten. Äußerst anstrengende Drehtage im Mai, Juli und August 2011 in ehemaligen DDR-Haftanstalten gingen den beiden Dokumentarfilmen "Ein Tag zählt wie ein Jahr" und "Die Frauen von Hoheneck" (ARD, 9. November 2011) voraus.

Meine Bücher "Stell dich mit den Schergen gut" (1984, 1990 erweitert), "Der Feind an meiner Seite" (2005) und "Der lange Arm der Stasi" (2009) sind bei der Aufarbeitung der DDR-Historie von Bedeutung. Obwohl ich 1992 nach Einsicht in die Stasi-Akten 24 Anzeigen gegen Täter erstattet hatte, verliefen diese nach jahrelangem Kampf wegen "Verjährung" im Sande. Ich dagegen musste mich 1993 mit einer ehemaligen Gefängniswärterin aus Chemnitz herumschlagen. Sie forderte von mir 7000 Mark Schmerzensgeld wegen veröffentlichter Zitate und Fotos. Das Hamburger Landgericht entschied damals, dass es rechtens war, über eine "Person der Zeitgeschichte" in Wort und Bild zu berichten. Allerdings gab es 2008 erneut zwei Anzeigen von einem Ehepaar aus Düsseldorf. IM "Bob" und IM "Petra" forderten immense Summen von Journalisten, Filmemachern, Autoren und Verlagen wegen Nennung ihrer Klarnamen. Derzeit kann ich sie deshalb nur mit ihrem Stasi-Spitzelnamen erwähnen.

Aktuelle Enthüllungen zeigen, dass heute auch noch zahlreiche alte Stasi-Richter in Brandenburg ihren Dienst tun, teilweise sogar über die Rehabilitierung ehemaliger politischer DDR-Häftlinge entscheiden. Ein Skandal ohnegleichen. Fazit ist: Die Aufarbeitung ging auch im 22. Jahr des Mauerfalls nur schleppend voran. Wie aber soll sie funktionieren, wenn nicht durch Offenlegung aller Fakten und Namen? Die Peiniger von einst nutzen den Rechtsstaat weidlich für sich aus. Deshalb müssen wir wachsam sein. Unser Kampf um Freiheit, Demokratie und Recht darf nicht umsonst gewesen sein.

@ Ellen Thiemann im Dezember 2011

## **Kirmes im Dorf!** (Bilder aus den fünfziger Jahren)

Schützenfest, Umzüge mit der großen Tuba, Pfingsten und der Heilige Geist in Gestalt einer Taube. Weiß und golden glänzte die Stickerei auf der Fahne, die am Altar aufgestellt war, gleich neben der Kanzel. Der Herr Pastor war hinaufgestiegen und hatte so schön gepredigt. Wie der Heilige Geist über den Jüngern schwebte, und wie in sie in allen Sprachen redeten und sich trotzdem verstanden. Wir alle brauchen den Heiligen Geist, hatte der Herr Pastor gesagt, damit wir uns auch ohne Worte verstehen. Da muss ich wohl noch viel beten, hatte Ina gedacht, damit der Heilige Geist auch über mich kommt und ich verstehen kann, warum ich nicht mit den anderen ins Freibad darf. Maria, Erika, Theo und Adi durften immer, auch dann, wenn gemeinsames Baden für Jungen und Mädchen war. Ina nicht, ausgenommen dann, wenn Schwimmen nur für Mädchen war. Der Vater hatte gesagt, sie sei erst zehn und die anderen schon zwölf, der Adi Hüppens sogar dreizehn. "Aber ich kann doch auch schon schwimmen und bin genau so groß wie die Maria!", hatte Ina empört geantwortet. Damit habe das nichts zu tun, hatte der Vater gemeint. "Und womit dann?" Ina war trotzig. Das erkläre er ihr später, war die Antwort. "Dann soll es mir doch der Heilige Geist erklären", hatte sie geschrien und war auf die Straße gerannt. Dann weiter zum Kirmesplatz. Unten an der Ecke, wo die Straße einen Bogen um die Schreinerei schlug, saßen alle auf den Stangen zwischen den Betonklötzen am Straßenrand, Adi saß hoch oben auf einem Klotz und kratzte sich mit einer Gänsefeder in den Haaren, Erika hing kopfüber zusammengefaltet über der Stange, ehe sie mit Überschlag wieder auf die Füße fiel.

"Kann ich auch!", rief Ina, schwang sich in ihrem neuen Faltenrock hinauf, kippte vornüber und ließ sich hängen. Freihändig, der Rock schlug über ihrem Kopf zusammen. Die linke Pobacke befreite sich vom Feinripp der ausgeleierte Unterhose, eine Feder strich sanft über die Rundung, verirrte sich unter das Ausgeleierte. Es fühlte sich schön an, merkte Ina und schaukelte ein wenig hin und her, bevor sie die Stange mit den Händen ergriff und sich herunterfallen ließ. Adi saß oben auf seinem Klotz, grinste sie an und warf ihr die Feder an den Kopf. Es war eine schöne Feder, lang und schneeweiß. Ina hob sie auf und steckte sie in ihre Umhängetasche.

Auf dem Kirmesplatz wogte es. Menschen, Lärm, Leierkasten und örgelnde Musik aus Lautsprechern, Gedränge vor der Schießbude, die "Dame ohne Unterleib" wurde angekündigt, Autoselbstfahrer krachten zusammen, das Raupenkarussell donnerte über den Schienenkranz, die große Schiffschaukel flog in den Himmel. Da musste man genau überlegen, wie man die vierzig Pfennig Kirmesgeld einteilen sollte. Am Pfingstsonntag vielleicht nur gucken, höchstens zwanzig Pfennig ausgeben, damit man am Montag noch etwas zum Freuen vor sich hatte. Raupefahren wäre gut. Die Männer, die das Geld kassierten, standen immer auf den Trittbrettern, wenn sich alles drehte, das sah toll aus, wie sie da, breitbeinig, auf und ab und immer rund herum schwebten. manchmal, wenn das grüne Raupentuch sich über die Sitze wälzte, schlüpfen sie mit darunter. Immer zu den älteren Mädchen, wenn die allein saßen.

## Die Würde des Menschen ist unantastbar

Wo sind die Namen, die herkamen, um zu singen, auf  
dass wir mit ihnen singen?  
So sinken sie hin vollkommen verblutet,  
verhallt und mühsam verborgen, sinken hin  
wie schattiges Licht, bis sie, weiß im Weißen  
ihrer gefangenen Gefühle, ihres grauen Gewichts, beschwingt  
fern und ungewiss hervorragen, wie  
berauschende Chrysanthemen in ihrem Licht. Nur winzige  
letzte Worte wollen in ihrem tauben Licht sich  
ertränken, mordbrennerische Flammen verdrängen sie aus ihrer  
eigenen Spur.  
Gespenstisch geblendet starren sie in schwarzen Schattenriss.  
Sie wollen sich von dem Turm der Finsternis entfernen,  
die Leiber, die in einer Dichte einsam weit über allen  
Kontinenten schallen.  
Das Flüstern brachten sie der Erde zurück und alles  
was sie in sich trugen, alles was sie in sich haben.  
Das Entsetzen umhüllt sie, zieht hin ihre verlorenen Stimmen,  
die uns ihren Namen sagen.  
Zehn Namen wollen sich ausruhen, von graugrünem  
Moos umgeben,  
von dem silbernen Gipfel des Mondlichtes niederrauschen.  
Orkanisch schwarz fallen sie über strümmisches Ach  
von Risenvallchen in einen Regenbogen gekleidet.  
Ihre wogenden Münder des schwarzen Meeres umschatten ihren  
nackten Tod.  
Ein Orchester aus Eisen, Stein und einer blauen  
Kathedrale übertönt die Ermordeten  
im unterirdischen Gemach.  
Der Grüngürtel möchte Körper werden  
und Körper an zehn Körpern vor den Augen der Kinder.  
Unbeerdigte Väter und später die Puppen  
folgen ihnen nicht mehr.  
Ermordete, gestaltlose Väter schlafen auf verstreuter Asche,  
einem steinernen Schatten gleich.  
Augen von Kindern hüten die erdige Truhe.

## 11. September 2001

An diesem Morgen  
spaltet sich das Licht  
fällt der Atemzug  
aus den Geburten  
bricht das Genick

An diesem Morgen  
schlägt sich die  
Finsternis in den Stein

An diesem Morgen  
gehen wir weiter in  
die Asche gepresst

An diesem Morgen  
weiß das Rot der  
Lippen nicht wohin

An diesem Morgen  
vertrocknen die  
Worte auf der Zunge

An diesem Morgen  
brennt das Blau  
dem Himmel  
dem Morgen  
dem Mittag  
dem Abend  
der Sprache den  
Rücken auf

Nicht dabei sein  
wenn der Atem fällt  
das Blut verstauen

## Fernreise

Im Takt schlägt der Wassersprenger schlägt Takt  
meine Alltagswiese  
am Morgen am Abend kurzgemäht dem Schuh kein Hindernis  
am Morgen am Abend schlägt Takt  
die Wasserversorgung nach Zeitplan der Gärtner  
steht auf der Wiese im Takt der Wassersprenger  
schlägt Zeit.

Wie ich da nun am Grenzland stehe hingereist einmal  
die Oder sich hinfließen lässt durch die Füße der Angler  
mir scheint dahinter könne keine Stadt mehr liegen  
und die Gräser wachsen aus sich selbst.

Es öffnet jemand eine Tür zum Dichter Geburtshaus Kirche  
und Pferde wahrscheinlich füllen die Gassen den Kopfstein  
klappert es wach  
und ausgerechnet heute scheint die Sonne  
noch in der Nacht.

Wir kennen uns nicht queren gemeinsam den Fluss  
Uferhäuser im anderen Land  
an denen entlang wir Strophen gründen  
und Wasser streicht das Sternbild glatt.

Vermutlich die Kerzen die eben noch brannten  
roter Backsteinschlaf am Markt  
gelbe Laternenstimmen zu Nachtfaltern steigen  
wahrscheinlich ein Nebel sehr fern dort im Gras  
summt eine Mücke aus Sommerresten  
und den Gedanken in uns gleich:  
an Sprache die Welt sich zu binden und sich in ihr an die Welt.

Sodann streift die nächtlichste Stundenstelle  
sich selbst jedes Tageslicht ab  
und Tagesdenken Tagesgesicht sind verschwunden  
was man nie sagen könnte im Dunkel liegt  
scheint wie schutzlos die ganze Person zu werden.

Nun sagt einer:  
Folge dir ich folge  
mir genau in diesem Punkt! -----

Zurück zum Takt  
schlägt der Wassersprenger schlägt Takt  
meine Alltagswiese  
am Morgen am Abend kurzgemäht schlägt Takt  
der Wassersprenger Takt meinen Weg hin Weg zurück  
Takt und schlägt die Zeit besprengt mit Wasser Kurzgemähtes  
im Takt nach Zeitplan der Gärtner Takt  
und nichts  
sprengt die Zeit  
mich auf.